

Tripoli

Was hat Mozart mit Tripoli zu tun, der Stadt im Zentrum Arkadiens?

Während des dreimonatigen Aufenthalts in Griechenland erweitert Uwe Appold erzählerisch die Odyssee des Homer um 24 Kapitel und verlegt die Handlung in die Gegenwart. Uwe Appold lässt Odysseus auf den Irrfahrten durch Griechenland unterschiedlichste Abenteuer bestehen.

So hat Odysseus im Mozartjahr 2006 in Tripoli ein Konzert mit Musik von Wolfgang Amadeus Mozart auszurichten. Dieser hat mit zwölf Jahren eine Kirchenoper komponiert. Der Knabe schlägt Odysseus vor, das geistliche Singspiel aufzuführen. Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Christengeist bemühen sich um einen vom rechten Weg abgekommenen Menschen, der durch den Weltgeist fehlgeleitet wurde.

In der Mitte des Bildes sind vier Symbole auf den gelben Grund gebracht: das Kreuz als Sinnbild der Vollendung, das Dreieck als Trinitätszeichen, das umgekehrte T als Zeichen für Gericht und Gleichgewicht und das Gabelzeichen für das Kommen des Erlösers. Die drei Formen darunter stehen im übertragenen Sinne für die christlichen Tugenden des Singspiels.

In der rechten unteren Bildecke ist ein Gestaltzeichen für den Menschen in sein Geviert eingebunden, weit weg vom eigentlichen Weg.

Die Reproduktionen fertigte Olff Appold an.



Acrylfarbe, Textil, Blattgold, Blattsilber auf Leinwand: Erde von der Platia in Tripoli, 59 x 59 cm.

Zitate, Farben, Formen, Denkanstöße

Als der ehemalige US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld im Frühjahr 2005 abwertend vom „alten Europa“ sprach, gab es viel Widerspruch. Mancher stellte aber auch die Frage: Was ist eigentlich das „alte Europa“?

Mehr als 2000 Jahre abendländische Geschichte lassen sich schwer auf einen Punkt bringen. Die Vielfalt von Kunst und Kultur, die Musik oder die Architektur, die Ma-

lerei, Bildhauerei oder Philosophie, die Literatur und die christliche Religion, die Demokratie und die Menschenrechte – das alles gehört zum abendländischen Erbe. Wenn die Europäische Union im März 2007 unter deutscher Ratspräsidentschaft ihr 50-jähriges Bestehen feiert, das mit der Gründung der Wirtschaftsgemeinschaft begann, dann darf es nicht nur um ökonomische Themen gehen. Das „alte Europa“ mit

seinen kulturellen Schätzen hat auch im Zeitalter der Globalisierung viel zu sagen.

In dieser Sonderbeilage zum Jahresausklang wandeln wir auf den Spuren des „alten Europas“, dessen vielschichtige Zeitzeichen ewig aktuell bleiben. Wir stellen damit erstmals Ausschnitte aus dem neuen Projekt des Flensburger Künstlers Uwe Appold vor, dessen an der Jahrhundertwende entstandener Bilderzyklus zur Offenbarung

des Johannes weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufmerksamkeit fand.

In diesem Herbst machte sich Appold erneut nach Griechenland auf. Diesmal ging es nicht zur Insel Patmos, wo Johannes seine Apokalypse schrieb, die der Künstler fast 2000 Jahre später in abstrakte Zeichen und mit starken Farben in eine Bildersprache umsetzte.

Diesmal besuchte Appold 24 verschiedene historische

Stätten in Griechenland; Orte, die er mit Zitaten großer Persönlichkeiten der abendländischen Geschichte verband, zum Beispiel:

- Pontius Pilatus mit Korinth,
- Augustinus von Hippo mit Athen,
- Niccolò Machiavelli mit Delphi,
- Wolfgang Amadeus Mozart mit Tripoli,
- James Joyce mit dem Kloster Paou.

Die von ihm ausgewählten Zitate waren Ausgangspunkte seines neuen Bilderzyklus „Odyssee 2006“. Exklusiv zeigen wir in dieser Sonderveröffentlichung acht der insgesamt 24 Werke. Zugleich baten wir sieben Autoren, sich mit den unterschiedlichen Zitaten in essayistischer Form auseinanderzusetzen. Das Ergebnis ist diese Beilage, die Denkanstöße vermitteln und zur Auseinandersetzung anregen soll. Die Zitate der großen Vordenker, die bildnerische Umsetzung durch den Künstler und die vielschichtigen Interpretationen der Gastautoren bilden eine einmalige mediale Einheit.

Unseren Leserinnen und Lesern wünschen wir beim Betrachten der Bilder von Uwe Appold sowie bei der Lektüre der Zitate und der begleitenden Texte inspirierende Gedanken für das neue Jahr.

STEPHAN RICHTER

Der Maler

Die Autoren

1942 in Wilhelmshaven geboren, schloss Uwe Appold seine Bildhauerei mit einer Ausbildung an der Werkkunstschule Flensburg ab. Zahlreiche Stipendien im In- und Ausland folgten. Werke von Appold wurden in zahlreichen Ausstellungen gezeigt – in schleswig-holsteinischen Museen und

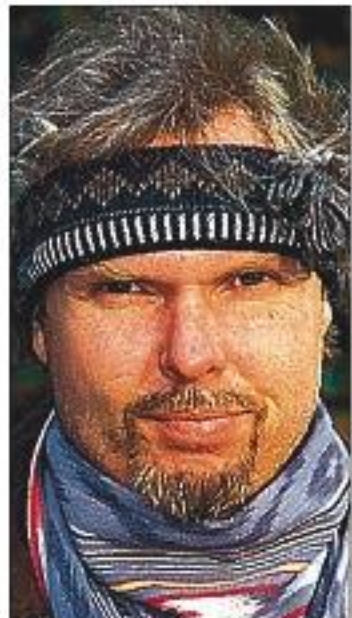


Uwe Appold

im Landeshaus ebenso wie in Galerien und Museen in Frankreich, Griechenland, Spanien oder in der Nationalakademie in Hangzhou in China. Sein Bilderzyklus zur Apokalypse wurde von führenden Vertretern aller großen christlichen Kirchen als Musterbeispiel darstellender Theologie gewürdigt.



Dr. Hans-Jochen Jaschke, Weihbischof, Hamburg



Armin Püttger-Conradt, Biologe/Publizist, Elmshorn



Thomas Habicht, Publizist und Korrespondent, Berlin



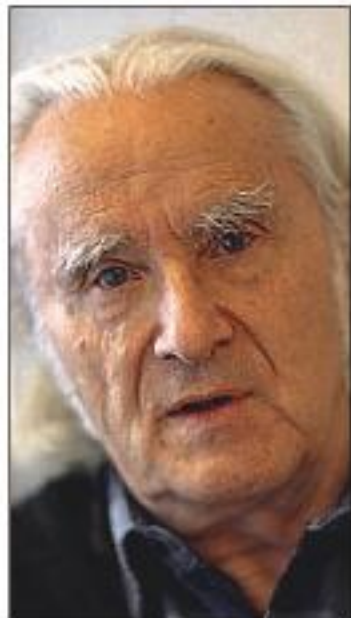
Prof. Dr. Wolfgang F. Schmid, Universität Flensburg



Prof. em. Dr. Michael Salewski, Historiker, CAU Kiel



Prof. Dr. Bernd Faulenbach, Ruhruniversität Bochum



Fritz Senn, Präsident der James Joyce Foundation, Zürich



Acrylfarbe, Textil, Blattsilber, Blattgold auf Leinwand: Erde aus Alt-Korinth; Nägel aus dem Kloster Paou, Pilon Gebirge, 59 x 59 cm.

Korinth

Die Erzählung Uwe Appolds beginnt mit dem Treffen von Pontius Pilatus und Odysseus in Alt-Korinth, der Wirkungsstätte des Apostel Paulus.

Pontius Pilatus ist nicht mehr römischer Präfekt in Judäa, sondern ist im Ölgeschäft tätig. Odysseus, auf der Suche nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit durch zweitausend Jahre abendländischer Historie, möchte mit Pontius Pilatus über die Rechtmäßigkeit des Prozesses gegen Jesus sprechen, der mit dem Tod Jesu am Kreuz endete. Das Gerichtsverfahren ließ Pontius Pilatus nicht nur in das Glaubensbekenntnis eingehen, sondern machte ihn beinahe so bekannt wie Jesus selber.

Das Bild zur Frage des Pilatus wird bestimmt von einer bogig geprägten Form, die an eine von der Seite gesehene Schale erinnert. Sie enthält drei Nägel aus dem Kloster Paou im Pilon-Gebirge auf der Halbinsel Magnesia, der mythischen Heimat der Kentauren. Die zum Teil versilberten Nägel verweisen direkt auf die Kreuzigung Jesu, zugleich auf die Initialen seines Namens: das Jota und das Chi als Kürzel für Jesus Christus. Die Schalenform ist gebildet aus Erde von Alt-Korinth. Der Stoffetzen am linken Bildrand mit den verschiedenen Zeichen aus Farbe und Blattgold mahnt an das Geschehen auf Golgatha.

Der Saum am rechten Bildrand, mit Blattgold und Blattsilber belegt, zeigt die schmale Grenzlinie der göttlichen und irdischen Existenz Christi.

„Was ist Wahrheit?“ (Pontius Pilatus)

Wie es mit der Wahrheit um die Gestalt des Pontius Pilatus gestellt ist, lässt sich nicht so einfach klären. Pontius Pilatus hat einen festen Ort, wenn auch nicht gerade einen Ehrenplatz im Glaubensbekenntnis der Kirche. Am Freitag, dem 6. oder 7. April des Jahres 30 nach Christus, bestimmt er Jesus Christus zum schändlichen Tod am Kreuz mit der ganzen Brutalität der römischen Tötungsmaschinerie.

Pontius Pilatus war Statthalter der Römer, die ihr Imperium mit rücksichtslosen und brutalen Methoden behaupteten. Die verlässlicheren historischen Quellen über ihn sagen, er selber sei ein gewalttätiger Mensch gewesen. Er residierte in der prachtvollen Stadt Caesarea am Meer mit dem riesigen Palast, den einst Herodes der Große hatte bauen lassen, und mit dem gewaltigen Tempel zu Ehren von Kaiser Augustus.

Im Neuen Testament kommt Pontius Pilatus wohl zu gut weg. Um den Anteil der Juden am Tod Jesu zu unterstreichen, wird ihm Zögerlichkeit bescheinigt. Er gibt aus politischer Raison nach und will seine Hände in Unschuld was-

schen – nicht gerade ein Zeichen von Größe.

Aber seine Frage an Jesus – Was ist Wahrheit? – gibt ihm Größe. Sie wird ihm vom Johannesevangelium in den Mund gelegt, dem Mann mit der vom Kaiser geliehenen Macht eines Statthalters in der Provinz Judäa. Jesus steht vor ihm, mit Dornen gekrönt, erniedrigt und geschunden: Jesus will für Gottes Wahrheit in der Welt Zeugnis ablegen. „Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört meine Stimme“, so provoziert er die Gewalttätigen aller Zeiten.

Pilatus will sich wohl herausreden. Aber er stellt die Frage, die unter den Menschheitsfragen ganz oben stehen muss. Sie sichert ihm einen Platz bei einer Odyssee durch das Abendland.

Ein schöner Traum? Wahrheit, kann es so etwas geben, wo soll sie zu finden sein? Die Großen der Philosophie suchten und suchen nach Antworten. Es ehrt unsere Geistesgeschichte, in diesem Punkt keine Ruhe zu geben. Aber die Frage nach der Wahrheit ist zuerst eine ganz persönliche Sache. Ich möchte wissen, worauf ich mich verlassen kann. Ich will darauf trau-

en, dass das, was ich sehe und begreife, auch stimmt. Ich möchte wahrhaftigen Menschen, die mich nicht belügen oder beschummeln.

Nichts kann mich so sehr empören wie die Lüge, die freche oder die verheimlichte. Nichts ist schlimmer als eine täuschende Halbwahrheit. So will ich uns Menschen zutrauen, dass wir nicht in der Lüge leben müssen. Ich will darauf setzen, dass unsere Welt nicht lügt, dass der Grund des Ganzen mit Wahrheit zu tun hat.

Ein Traum? Ihn nicht nur träumen, sondern danach zu leben, macht uns Ehre. Missbrauchte Wahrheit – von Lessing stammt das eindrucksvolle Wort: Halte Gott ihm mit der Rechten alle Wahrheit hin und mit der Linken den Antriebe, nach ihr zu suchen, obwohl dem immer neuen Irrtum ausgesetzt. Lessing wollte Gottes Linke ergreifen. Reine Wahrheit ist nur für Gott allein, die Menschen irren.

Lessing hat es richtig er-

kannt: Wollen Menschen die reine Wahrheit behaupten, steht der Terror vor der Tür: die Gewalt, die Intoleranz, die Diktatur der Vernunft, ob im Namen der französischen Revolution, des Kommunismus oder der Ideologie der Nazis. Jede Ideologie macht die Wahrheit zunichte.

„Nichts kann mich so sehr empören wie die Lüge, die freche oder die verheimlichte.“

Hans-Jochen Jaschke

Auch die Kirche war über lange Jahrhunderte hinweg nicht frei von der Versuchung, Menschen im Namen der Wahrheit zu beurteilen und zu verurteilen.

Die katholische Kirche hat mit dem zweiten Vatikanischen Konzil dem Missbrauch eine entschiedene Absage erteilt: Wahrheit muss den Geist durchdringen, Wahrheit verträgt keinerlei Gewalt.

Wege in der Wahrheit. „Wir müssen wahre Sätze finden.“ Ich liebe dieses Wort von Ingeborg Bachmann. Es markiert ein Ethos, nicht nur der Künstler, eines Malers wie Uwe Appold, sondern aller, die bewusst leben wollen. Jeder, Jede muss den persönlichen Weg in der Wahrheit finden: mit der ganz eige-

nen Verantwortung, mit unserem Anstand, mit unserer Verlässlichkeit.

Ich weiß, was gut ist und was ich zu tun habe, und soll mich schämen wenn ich es vergesse. Ich kann ein wahrhaftiger Mensch sein. Und wir müssen die gemeinsamen Wege beschreiben und ausbauen.

Unsere Gesellschaft versichert sich in der Wahrheit, wenn sie die Grundlagen für ein humanes Leben bewahrt: die Achtung vor dem unantastbaren Leben, das verlässliche und inhaltlich gefüllte Recht, eine öffentliche Moral, bestimmt von Anständigkeit und Charakter. Ich wünsche mir eine öffentliche Wahrhaftigkeit – in Deutschland und in der einen Welt. Aufmerksame, unabhängige Medien müssen uns immer neu wach dafür machen.

Ich bin der festen Überzeugung: Das wahre Menschheitswissen ist in der Substanz der Bibel verwahrt, in ihren Geschichten, Verheißungen, Weisungen. Es leuchtet glaubwürdig auf in der Person des Einen, des Sohnes Gottes, der leibhaftigen Vernunft des unendlichen Gottes in der Welt.

Die Wahrheit ist der

Pontius Pilatus

In den Jahren 26 bis 36 nach Christus war Pontius Pilatus Statthalter (Präfekt) des römischen Kaisers Tiberius in Judäa. Er verurteilte Jesus von Nazareth zum Tod durch das Kreuz und ordnete dessen Hinrichtung an. Namentlich wird er im christlichen apostolischen Glaubensbekenntnis benannt. Pilatus wird aus jüdischer, christlicher und wissenschaftlicher Sicht unterschiedlich gewertet.

Athen

In der Appoldschen Erzählung bittet Konstantin der Große Odysseus, seine Firma in Athen während einer längeren Abwesenheit Konstantins zu übernehmen. Das Kerngeschäft der Konstantin Corp. sind Öltanker und Immobilien. Als es zu einer existentiellen Krise kommt, trifft sich Odysseus mit Augustinus, der als Ratgeber und Mediator bereits Konstantin beraten hat.

Augustinus macht deutlich, dass das Überleben der Firma abhängt von der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Vernunft und Autorität, Geist und Gnade. Gerade aus Liebe müsse gegen den Willen eines Menschen gehandelt werden, wenn es zu seinem Besten ist. „Vieles kann geschehen, was den Anschein des Guten hat, aber nicht aus der Wurzel der Liebe hervorgeht“ ist das Credo seiner Ausführung.

Das Bild zu den Begebenheiten in Athen ist zugleich Ausdruck von Dynamik und Aktion. Der obere Bildrand wird dominiert von einer Schriftzeile gleich einer Headline, die einen Farbwechsel von Grün als Ausdruck der Hoffnung und des Lebens zum Rot als Inbegriff der Farbe von Liebe verbindet. Vom linken Bildrand zeigt eine mit Blattgold versehene Linie auf die Mitte des Bildes, von der Feuer aufsteigt, gleich dem göttlichen Feuer, das die Liebe erfüllt.

An dem linken unteren Bildrand steht ein Gestaltzeichen des Menschen für den Menschen in einem magisch anmutenden Kreis als Botschafter des in sein Schicksal eingebundenen Individuums.



Acrylfarbe, Textil, Blattsilber, Blattgold auf Leinwand: Erde aus dem Zentrum von Athen; 59 x 59 cm.

„Liebe, und tue was du willst.“ (Augustinus von Hippo)

Nein, ein Freibrief zur Anarchie ist nicht gemeint. Und kaum ein Bedeutender der Geschichte hätte es so tief aus seinem Innersten heraus beurteilen können wie Aurelius Augustinus, was ein solcher Ausspruch zu bedeuten haben könnte. Denn auch aus seinem ursprünglichen Gefüge heraus genommen und in ein Zitat gekleidet, drückt es doch auch Wesentliches aus seinem eigenen Lebensweg aus. Ein Leben zwischen Lust und Liebe, und doch ein hochgeehrter Geistlicher bis in unsere Zeit hinein, die wahrlich vieles der schwierigen Jahrzehnte, in der Augustinus, der nordafrikanische Römer, lebte, erneut mit anderem Gesicht erlebt.

Doch wollen wir dort be-

Augustinus von Hippo
Augustinus wurde am 13. November 354 in Thagaste in Numidien geboren und starb am 28. August 430 in Hippo Regius im heutigen Algerien.
Als Theologe und Philosoph war Augustinus der einflussreichste spätantike Kirchenlehrer, sein Denken prägte die Lehre der katholischen Kirche ebenso wie die von Martin Luther.

ginnen, wo unser Zitat seinen Ursprung erfuhr. In zahlreichen Abschnitten in den Werken des großen spätantiken Geisteslehrers wird auf die Fehlbarkeit der Mitmenschen hingewiesen, sei es ein Kaufmann, der Lügen erzählt, um sich zu bereichern, ein Knecht, der nicht arbeiten will. Augustinus weiß von den Schwierigkeiten, bei der Zurechtweisung von Übeltätern das Richtige zu tun, und fragt sich, ob es notwendig ist, zu strafen oder nicht zu strafen, und wenn, auf welche Weise.

So ist er versucht, als gerechter Mediator zum Wohl der Sache in seinen Schriften nicht vor Ärger überschäumende drakonische Bestrafungen gegen die Personen vorzunehmen, sondern einen Weg der rationalen Vernunft zu finden, der den sich bereichernden Kaufmann, wenn womöglich auch gezwungenermaßen, auf den rechten Weg führt, selbst wenn er seine innere Meinung vielleicht nicht ändert, aber doch seinen Kunden weiterhin die Möglichkeit belässt, zu nun gerechten Bedingungen bei ihm Waren zu erstehen, die ihnen sonst vielleicht entgegen könnten.

Das ist die Form von Liebe, die Augustinus hier meint. Nicht drakonisch zu strafen, sondern den größt-

möglichen gerechten Nutzen für alle Beteiligten zu erlangen, der auch den Übeltäter mit einschließt, zugunsten des weiteren Warenflusses an die Abnehmer. Das ‚Tue was du willst‘ ist der Wille, den Warenfluss zugunsten der Kunden zu erhalten.

Ein Theologe wie Augustinus war sich sehr wohl im Klaren, dass auch Menschen mit Verfehlungen durchaus in einen vernünftigen Lebenslauf einbezogen werden können, war doch sein eigenes Leben ein unglaublicher Aufschwung von einem kleinen kriminellen Straßenjungen in einem kargen algerischen Ort der Sahara über den Philosophen bis hin zu einem der führenden christlichen Kirchenvertreter – dessen Bedeutung auch heute ungebrochen ist – und schließlich zum Bischof vom nordafrikanischen Hippo Regius.

Als gebürtiger Berber wurde er ein einflussreicher Lehrer, wie er auch heute vonnöten wäre, in einer Welt, die Liebe oftmals verwechselt mit rein körperlichen Befindungen und den eigenen Willen mit Egoismus und Selbstliebe gleichsetzt, ohne Verantwortung für eine Mitwelt zu erheben.

Keineswegs bedeutet Liebe immer eine Wohltat, sondern kann auch hart in der

Realität sein, indem man auch die Verantwortung für den Zweck im Auge behält und hier die Liebe für die Allgemeinheit ansetzt, um über den Erfolg des Gelingens wiederum das Individuum hinzuzuholen.

So etwas kann auch heute tief in das Leben des Einzelnen einschneiden, wo ungeklärte Probleme der Arbeitslosigkeit

„Leben kann hart in der Realität sein, aber der gesunde Menschenverstand muss das Beste für alle daraus machen.“

Armin Püttger-Conradt

Es gab wahrlich schon schlimmere Jahrzehnte, gerade die des Augustinus, in der eine großartige Kultur, die das ganze Mittelmeer bis hinauf an die Grenze der norddeutschen Tiefebene beherrschte und beeinflusste, zu Grunde ging, die des Römischen Reichs, einer wohlgeordneten und zivilisatorisch hochentwickelten Kultur mit Denkern, Gelehrten und Architekten, gebildeten Handwerkern und Landwirten, und doch wurde sie von ungebildeten Reiterscharen und innerem Zerfall in den Untergang getrieben.

war Augustinus inne. Leben kann hart in der Realität sein, aber der gesunde Menschenverstand muss das Beste für alle daraus machen und die Zukunft im Auge behalten, die wiederum allen zugute kommen soll, auch wenn eine harte Zeit sich dazwischen schiebt.

Dieser Verfall einer Hochkultur mag auch heute der unseren eine Warnung sein, in der Wohlstandsverwahrlosung, Soziale Kälte und Verantwortungslosigkeit keineswegs nur Schlagwor-

te sind. Und das mag uns zu denken geben, wenn wir Augustinus' Zitat „Liebe, und tue was du willst“ lesen. Vor seinen langen Jahren als Kirchenoberhaupt war Augustinus auch Lehrer. Die im Wohlstand lebende Jugend von Karthago setzte ihm arg zu. Randalierer und undisziplinierte Lernende waren seine Schüler und nahmen ihm recht schnell die Kraft, hier weiter tätig zu sein. Selbst noch zu jung, Anfang zwanzig, war er rasch überfordert, auch hatte er selbst bereits eine Familie, um die er sich kümmern musste, wurde er doch bereits mit sechzehn Jahren Vater.

Gerade auch unsere heutigen Lehrer müssen sich bewusst von unserem Zitat in die Verantwortung nehmen lassen und die vielfältigen Schüler in einer Menge als Individuen erfassen, auch die Schwierigen besonders unterstützen, damit sie genau wie jeder andere in die Gemeinschaft aufgenommen sind, ohne sie an die Seite zu drängen. Das müssen Lehrkräfte wollen müssen, wenn sie die Jugendlichen für unsere Welt vorbereiten.

Autorität muss sein, dann Vernunft. Ist die Vernunft erreicht, kann die Autorität einer Partnerschaft auf Gegenseitigkeit erfolgen. Auch das hat Augustinus gemeint.

So ist es gewiss nicht verkehrt, bei den geistigen Lehrern der Vergangenheit einzukehren, gerade wenn deren Erfahrungen auf eigene schwierige Lebensabschnitte beruhen, die sie prägten. Nur so leben sie in uns weiter fort.

Verantwortliche sind wir alle auf ganz persönliche Weise. Und das sollte uns Mut machen, Herausforderungen anzunehmen und zu gestalten.

ARMIN PÜTTGER-CONRADT



Acrylfarbe, Textil, Blattsilber, Blattgold auf Leinwand: Erde aus Delphi, 59 x 59 cm.

Delphi

Als Handlungsrahmen in Delphi berichtet Uwe Appold von einem Gespräch zwischen Odysseus und Machiavelli, der zusammen mit einer Gruppe Politiker aus Florenz das Orakel wegen eines Geschäftes mit einem mächtigen Fürsten in Amerika zu befragen gedenkt. Inhaltlich geht es bei dem Dialog auch um die Frage des Schicksals von Gewinnern und Verlierern.

Das obere Drittel des Bildes wird markiert durch ein Band aus Erde von Delphi. Es ist in der Mitte gewaltsam zerrissen, rote Farbe fließt wie Blut, nach oben lodert zerstörerisches Feuer. Auf das Band sind drei erhabene schmale Formen platziert, zwei rechts, eine links von der Bruchstelle. Rechts neben dieser Einzelform war ebenfalls eine plastische Form eingefügt, von der jedoch, einem Schattenabdruck gleich, nur ein schmaler Stoffstreifen übrig geblieben ist.

Eine ähnliche textile Form befindet sich als Entsprechung auf der dunklen rotviolettten Fläche an dem unteren Bildrand, die an ein Grab oder an einen Sarg erinnert. Hier wird eine Gestalt, die aus dem heftigen Geschehen auf dem oberen Band heraus gefallen ist, zur letzten Ruhe gebracht.

Wo es keine Gewinner gibt, gibt es auch keine Verlierer.

„Auch wenn man unterliegt, soll man es in Ehren tun.“ (Niccolò Machiavelli)

Starke Persönlichkeiten werden schwach, wenn sie unterliegen. Als dem britischen Premierminister Sir Winston Churchill von der konservativen Parteiführung bedeutet wurde, dass er sich aus Gesundheitsgründen zurückziehen solle, tat er seine Pflicht, nahm jedoch mit zynischen Sprüchen Zuflucht in das halbseidene Jet-Set von Monte Carlo und zum schottischen Whisky der älteren Jahrgänge.

„Alles langweilt mich“, kennzeichnete er seinen Gemütszustand. Erst Chur-

Niccolò Machiavelli

Der italienische Politiker, Philosoph, Geschichtsschreiber und Dichter wurde am 3. Mai 1469 in Florenz geboren und starb dort am 22. Juni 1527. Sein Werk „Der Fürst“ (1513 geschrieben, 1532 gedruckt) begründete seinen Ruhm als einer der bedeutendsten Staatsphilosophen der Neuzeit. Das politische Hauptwerk „Discorsi“ geriet in Vergessenheit. In dieser Schrift zeigt sich Machiavelli als überzeugter Anhänger der republikanischen Idee.

chills Beisetzung entsprach wieder dem Niveau des genialen Staatsmanns, dem als einzigem Politiker des 20. Jahrhunderts der Literaturnobelpreis für seine Sprachkunst zuteil wurde.

Otto von Bismarck gelang es zeitlebens nicht mehr, die Umstände seiner Entlassung durch Wilhelm II. zu verkraften. Trotz der großen Verehrung aus dem Volk haderte er mit seinem Schicksal. Die Entmachtung habe ihn an ein „Leichenbegängnis erster Klasse“ erinnert, klagte Bismarck.

Über Konrad Adenauer, den Gründungskanzler der Bundesrepublik, berichtete der Zeitzeuge und Verleger Gerd Bucerius, der Patriarch habe „Widerstand bis zum Schluss“ gegen seinen Rücktritt geleistet: „Adenauer stand allein, sichtlich entsetzt ob der Leere, in die er gestoßen wurde“. Denn mit Verlierern geht die Politik unbarmherzig um. An Wahlabenden weicht das honorierte Eingeständnis des Scheiterns grotesken Rechtfertigungsritualen, glasklare Niederlagen werden schöngeredet. Widerwillig ziehen sich Verlierer in den oppositionellen Schmollwinkel zurück, obwohl Opposition

doch den wichtigsten Unterschied zwischen Demokratie und Diktatur ausmacht.

Wer einstige Bundesminister auf den Hinterbänken des Parlaments vereinsamen sieht, empfindet Mitleid. Diesen tragischen Figuren ist es nicht gegeben, in Ehren unterlegen zu sein. Zwar empfand der verstorbene Physiker Heinz Maier-Leibnitz Macht als etwas äußerst Ungemütliches, weil andere die eigenen Fehler ausbaden müssen. Aber Machtentzug ist schlimmer.

Welche Sucht Öffentlichkeitswirkung in Kombination mit politischer Macht erzeugen kann, beschrieb Spiegel-Reporter Jürgen Leinemann in seinem Buch „Höhenrausch“. Politjunkies auf Entzug finden sich nach jedem Machtwechsel in den Regierungsvierteln von Bund und Ländern. Die Entthronten leiden am Bedeutungsverlust und an der bitteren Rückkehr in ein selbstorganisiertes Leben – von der Parkplatzsuche bis zur Einhaltung der Terminpflichten.

Doch fragt es sich, ob Spitzenpolitiker überhaupt die Chance hätten, in Ehren aufzugeben. Mit dem eigenen Abstieg geht die Existenzge-

fährdung von Mitarbeitern und Parlamentskollegen einher. Das Schicksal der Partei ist zu bedenken, der man immerhin sein Mandat verdankt. Die Tränen des einstigen Kanzleramtsministers Egon Bahr beim Rücktritt Willy Brandts machten die Tragweite einer ehrenhaften Verzicht. Doch der Feingeist Willy Brandt gab sich im Rücktritt seiner Melancholie hin.

Heide Simonis war zwar aus stabilerem Holz geschnitten, als sie in die Amok-Kandidatur für das Kieler Ministerpräsidenten-Amt ging. Beseelt vom eigenen Machtwillen wollte sie dem „Verräter“ keinen Triumph gönnen. Aber am Ende war es auch Pflichtbewusstsein gegenüber der eigenen Partei, dass sie die Demütigung

der vierfachen Niederlage auf sich nehmen ließ.

Der Draht zur SPD-Führung in Berlin glühte. Dort fürchtete man, ein frühzeitiger Kandidaturverzicht von Heide Simonis werde das Ende von Rot-Grün auf Bundesebene programmieren. Die vielbeschworene Einsamkeit der Politiker in Spitzenpositionen besteht oft darin, nicht wirklich frei entscheiden zu können, sondern in ein Netzwerk der Machtausübung eingebunden zu sein.

Selbst Gerhard Schröders verhaltensgestörter Fernsehauftritt in der Wahlnacht von 2005 basierte nicht allein auf der Unfähigkeit des einstigen Juso-Rüfels, sich mit Anstand zurückzuziehen. Bereits um 14 Uhr hatten ihm die Fernsehanstalten am Wahltag das Ergebnis der 18-Uhr-Prognose übermittelt. Bis zu seinem Auftritt blieben dem gescheiterten Kanzler also sechs Stunden Zeit, die Lage zu verkraften und sich auf ein Poker-

spiel seiner Partei für die Koalitionsgespräche einzustimmen. Die Preisgabe der verlorenen Kanzlerschaft verteuerte Schröder mit der unehrenhaften Abschiedsvorstellung – sie war sein letztes Geschenk an die SPD.

Schröders Amtsvorgänger als Parteichef Oskar Lafontaine bewies hingegen, wie man alle anderen Interessen ignorieren und trotzdem unehrenhaft unterliegen kann. Auf den verlorenen Machtkampf gegen Gerhard Schröder reagierte der Saarländer mit einem verantwortungslosen Egotrip.

Doch in der saarländischen Landesgeschichte findet sich auch ein Beispiel für die Tragik ehrenvoller Niederlagen: Im Juni 1979 wurde der damalige Ministerpräsident Franz Josef Röder (CDU) von Parteifreunden aus dem Amt gedrängt. Hoch erhobenen Hauptes machte er in einer würdigen Ansprache den Weg für seinen Nachfolger frei. Nur einen Tag nach dem Rücktritt vom geliebten Amt des Landesvaters aber starb Röder – buchstäblich an gebrochenem Herzen.

So bewegend sein Schicksal war, ist es doch untypisch für politische Niederlagen,

denen meist eine große Breitenwirkung innewohnt. Beim Epochenwechsel von der deutschen Teilung zur Einheit erwarteten zwar die wenigsten von den kommunistischen Machthabern, in Ehren unterlegen zu sein. Misst man das kleinkarierte Auftreten der SED-Politbürogrößen beim Staatsbankrott aber an den moralischen DDR-Anfängen nach der Kommunisten-Verfolgung durch die Nazis, wird darin das ganze Ausmaß eines ethischen Verfalls deutlich.

Entsetzt fragten sich Millionen DDR-Bürger 1990, ob es sich bei den schlotternen Spießern tatsächlich um ihre frühere Staatsführung handelte. Die Niederlage offenbarte den unehrenhaften Charakter kommunistischer Macht. Das klägliche Ende beschädigte selbst die Würde derer, die in Opposition zum Regime standen.

Und noch heute wurzelt eines der größten Hindernisse für die innere Einheit, nämlich die verkrampfte Suche der Ostdeutschen nach Stolz, im Selbstzweifel, warum man sich von den Kleingeistern des DDR-Untergangs so lange tyrannisieren ließ.

THOMAS HABICHT

Die Entthronten leiden am Bedeutungsverlust und an der bitteren Rückkehr in ein selbstorganisiertes Leben.

Thomas Habicht

Larissa

In der Odyssee 2006 gelangt Odysseus auf seiner Reise nach Larissa, der Hauptstadt der Region Thessalien inmitten des fruchtbaren und landwirtschaftlich geprägten thessalischen Beckens. Hier werden Baumwolle, Gemüse, Obst und Tabak angebaut. Odysseus ist Gast eines Symposions über die Gentechnik. Die Veranstalter beabsichtigen, Schulkinder von Larissa in einen Feldversuch einzubeziehen. Er wird Zeuge, wie der Humanist Erasmus von Rotterdam beherzt eingreift und die Pläne aufliegen lässt.

Vom linken Bildrand her recken sich zwei gerundete Formen, eingefasst durch Erde aus Larissa, zur Bildmitte. Sie weisen auf zwei Flächen, die an auf den Grund gelegte, kurzärmelige Hemden erinnern (das letzte Hemd) oder auch an das griechische Tau-Kreuz. Über der rechten dieser Flächen brennt ein ewiges Licht zum Gedenken.

Die obere der beiden großen Formen bringt mit dem Grün die Botschaft von Vegetation und Hoffnung aus. Die dunkle Form darunter beinhaltet fünf vereinfachte Zeichnungen von kleinen Hausformen, den Proskinitarien, in denen ein schwaches Licht zum Gedenken der Verstorbenen glimmt. Diese Gedenkhäuschen finden sich in Griechenland auf jeder Reiseroute.

Das Bild gibt den Spannungsbogen wieder, der aufkommt, wenn der Mensch in die Natur eingreift: zu dem Zeitpunkt, als es entstand, wurde bei einem Discounter in Deutschland genmanipulierter Reis aus den Regalen geräumt.



Acrylfarbe, Textil auf Leinwand: Erde von den Feldern in Larissa, 59 x 59 cm.

„Was in der Natur liegt, gilt nicht als Verdienst.“

(Erasmus von Rotterdam)

Hinter der knapp über fünf Jahrhunderte alten Aussage steckt eine Provokation, die aktueller nicht sein könnte. Mein Beitrag besteht also nur darin, diese Provokation mit den Worten des Erasmus von Rotterdam verdichtet und bis auf wenige Zitate sprachlich aktualisiert zu haben.

„Was in der Natur liegt, gilt nicht als Verdienst“ – Je-

Erasmus von Rotterdam

Der bedeutende niederländische Humanist wurde am 27. Oktober 1469 in Rotterdam geboren und starb am 12. Juli 1536 in Basel.

Als Herausgeber, Grammatiker und Textkritiker war er der Begründer der neuzeitlichen Philologie, mit der Streitschrift „Die Klage des Friedens“ gilt er als erster Pazifist der Neuzeit. Er beeinflusste die Aufklärung in Deutschland entscheidend und wandte sich gegen kirchliche Missstände und den Dogmenzwang. Die ethisch-moralische Qualität der Religion war das Hauptanliegen in seiner 1502 erschienenen Schrift „Handbuch des christlichen Streikers“.

de Begabung taugt erst, wenn sie auch genutzt wird. Das ist an die Eltern adressiert, die dafür verantwortlich sind. Sie müssen ihren Kindern dazu verhelfen, die eigenen schöpferischen Fähigkeiten nicht nur zu entdecken, sondern auch spielerisch umzusetzen. Für Eltern ist das kein Kinderspiel, aber deren Kinder müssen es dafür halten, weil sie dabei nur positive Zuwendung erfahren. Fehlverhalten der Kinder dagegen ist eine Folge erzieherischer Mängel oder liebloser Ungeduld.

Wie alle Lebewesen muss der Mensch das Leben erst lernen. Aber im Gegensatz zu den Tieren ist er nicht zum Überleben geboren. Dazu sind seine Instinkte zu schlecht ausgestattet. Der Mensch braucht den Verstand zum Überleben. Er ist auf Erziehung angewiesen.

Aber die Eltern müssen ihren Kindern erst einmal nach und nach den natürlichen Umgang mit dem eigenen Körper zeigen. Sie müssen ihre Kinder frühzeitig über Perversionen aufklären, die einem natürlichen Umgang mit dem eigenen Körper widersprechen.

Erasmus von Rotterdam hat eine Aufklärungsschrift

für Kinder abgefasst, die später verboten wurde, weil sie selbst den Erwachsenen zu hart erschien. Und das in einer Zeit, in der der Umgang mit dem eigenen Körper völlig ungezwungen war wie beispielsweise der Umgang mit der Nacktheit.

Ein natürliches Verhältnis zum eigenen Körper kann der Mensch nicht von heute auf morgen erreichen. „In einem langjährigen Lernprozess muss er sich Formen richtigen Körpergebrauchs aneignen, um seine naturtriebhaften Bedürfnisse zugunsten gesellschaftlich geforderten Verhaltens zurückzuhalten.“ Man kann nicht alles machen, wozu man gerade Lust hat.

Also muss man lernen, seine Affekte und Emotionen zu beherrschen. Werden Kinder nicht erzogen, dann leben sie sich nach ihren Trieben und Bedürfnissen aus und finden in ihrer Zügellosigkeit keine Maßstäbe, um sich vernünftig verhalten zu können. Erziehen bedeutet zunächst, gute Umgangsformen zu vermitteln, damit sich Kinder gekonnt mitteilen können. Das bezieht sich vor allem auch auf den Umgang mit der Sprache, von der die

Entwicklung der Vernunft unmittelbar abhängt.

Jedoch darf sich die Vernunft nicht ohne Rücksicht auf körperliche Bedürfnisse verselbständigen. Natur und Vernunft müssen an jeder Entscheidung gleichberechtigt beteiligt sein.

Erasmus von Rotterdam hält nichts von Unterdrückung eigener Bedürfnisse und Gefühle, solange sie nicht gegen gesellschaftliche Regeln verstoßen oder anderen schaden. Wichtig ist, dass sich Körper und Seele immer im Einklang befinden, das seelische Gleichgewicht gewahrt bleibt. Das setzt die Bildung des Charakters ebenso voraus wie die Bildung des Verstandes. Der Charakter kann sich nur entwickeln, indem der Verstand die Maßstäbe des Verhaltens sauber definiert, also Werte und Normen, Regeln und Gesetze, Gebote und Verbote, aber auch die Verträglichkeit eigener Entscheidungen mit der eigenen Natur.

Entscheidungsfreiheit kann sich aber erst dann ausprägen, wenn Eltern ihre Kinder erziehen, indem sie ihre eigenen Interessen möglichst heraushalten. Kinder müssen unabhängig von jeder Autorität vernünftig entscheiden lernen. Selbst Fragen des Glaubens sollen allein vom eigenen Gewissen beantwortet werden. Überkommene Vorbilder und Ideale sollen einer kritischen Prüfung unterzogen werden.

Geschieht die Ausbildung des Verstandes nicht, bleibt der Mensch ungebildet, die Vernunft kann die eigenen Handlungen nicht steuern, und es entwickeln sich „Untiere“.

„Die Natur gibt dir ein Stück Land zu eigen, das zwar noch unbebaut ist, aber einen guten Boden hat; du aber lässt es aus Sorglosigkeit von Disteln und Dornen überwuchern, die in der Folge bei allem Fleiße kaum wieder auszurotten sind. In dem unscheinbaren Samenkorn, welch mächtiger Baum ist darin verborgen, was für Früchte wird er tragen, wenn er groß geworden! Dieser ganze Erfolg aber wird zunichte, wenn du den Samen nicht in die Erde senkst; wenn du das zarte aufsprießende Keimchen nicht sorgfältig hüttest; wenn du es nicht durch Pfropfen gewissermaßen zähmest. Und bei der Veredlung der Pflanzen bist du wachsam, bei der deines Sohnes aber schläfst du.“ („Über die Notwendigkeit einer frühzeitigen allgemeinen Charakter- und Geistesbildung der Kinder“, 1529)

Kinder können noch alles lernen, wenn es ihnen nur rechtzeitig beigebracht wird. Die Erziehenden können sich da nicht ihrer Verantwortung entledigen.

„Der hat seinen Sohn wenig lieb, den es verdrießt, ihn zu unterrichten.“ Erasmus von Rotterdam wendet sich ausdrücklich gegen jede autoritäre Pädagogik, weil sie Kinder „fast wie Hampelmänner“ behandelt.

Zum Vatersein reicht die Zeugung des Kindes nicht aus, zum Muttersein nicht das Gebären. Zum Vater und zur Mutter wird der Mensch, indem er seine Kinder auf eine lebenswerte Zukunft

hin erzieht. Die Ausrede, dafür keine Zeit zu haben, zieht bei Erasmus nicht. Sie dürfen ihre Zeit nur nicht mit „allerlei Torheiten verplumpen“.

Eltern müssen sich vor allem in Geduld üben, wenn ihnen die Lernfortschritte ihrer Kinder zu gering erscheinen. „Körnchen zu Körnchen fleißig hinzugefügt, macht bald einen großen Haufen aus.“ (ebd.) Nicht körperliche Bestrafung oder ständiges Schimpfen sind hilfreich, sondern Liebe und Lob. Das gelingt nur, indem sich Erzieher in die Situation des Kindes einfühlen. Aber Eltern, die ihren Kindern zu wenig Zeit schenken, sollten sich lieber „Afften und Schoßhündchen“ halten.

„Was in der Natur liegt, gilt nicht als Verdienst“ – der Mensch muss nutzen, was ihm die Natur an Möglichkeiten schenkt. Dieses Geschenk beinhaltet seine natürliche Freiheit und definiert den freien Willen, was er aus diesem Geschenk für sein Leben macht. Der Mensch muss lernen, sein Verhalten im Einklang mit seinen Bedürfnissen vernünftig zu begründen.

WOLFGANG F. SCHMID



Acrylfarbe, Textil auf Leinwand: Erde aus Sparta, 59 x 59 cm.

Sparta

In Sparta findet eine Demonstration der Frauenfriedensbewegung statt. Odysseus begibt sich an den Ort, der als Inbegriff einer strengen und militärischen Disziplin gilt. Seine Aufgabe, zu verhindern, dass Berta von Suttner öffentlich die schamlosen Gewinne der Rüstungsindustrie und das damit verbundene Elend offen legt, kann und will Odysseus nicht erfüllen.

Für die Gesamtheit aller Vernichtung und Gewalt zeigt das Bild eine Detonation, nach der nichts mehr ist, wie es einmal war. Durch die Atomisierung aller Teile aus zeretztem Stoff und Erde aus Sparta bringt niemand das vormalige Gefüge wieder zusammen, alles, was gewesen ist, wird mit ungeahnter Wucht aus dem Zusammenhang gerissen. Wie in der Realität von Fotos stehen Details eingefroren in Bruchteilen von Sekunden vor dem Hintergrund; die Wirklichkeit hat die Malerei längst überholt.

Und dennoch: Wir sehen die Bilder täglich, aber erkennen wir sie auch? Alles ist so weit weg in den bekannten Regionen des Krieges und an den Orten von Terror, Tod und Verwüstung, in Afghanistan, im Irak, in Israel und Palästina, im Libanon, in Afrika und in New York. Wir zappen die Bilder mit der Fernbedienung aus unserem europäischen Bewusstsein.

Für die Erkenntnis, dass Gewalt keine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, wird kein Urknall benötigt. War nicht die unselige Zeit der Staatssklaven, der so genannten Heloten, mit Spartas Untergang beendet?

„Der nächste Krieg wird furchtbar sein, wie noch keiner seiner Vorgänger.“ (Berta von Suttner)

In den längsten Zeiten der Geschichte war der nächste Krieg so sicher wie das Amen in der Kirche. Solange die Menschen denken konnten, gliederte sich alle Zeit in Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeiten, denen wieder Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeiten folgten. Der „ewige Friede“, so hatte es Hellmuth von Moltke formuliert, „ist ein Traum und

nicht einmal ein schöner und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung“.

Dagegen protestierte eine mutige Frau: „Die Waffen nieder!“ So lautete der Titel ihres ersten Buches. Die dritte Konferenz der Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 galten als erster Schritt. Die dritte Konferenz sollte 1915 in San Francisco (wiederaufgebaut nach dem verheerenden Erdbeben von 1906) stattfinden – man weiß, was 1915 war.

Es schien, als habe Gott die Welt verlassen. Also mussten die Menschen selbst Frieden stiften. Sie haben es versucht: vor dem Ersten Weltkrieg, nach dem Ersten Weltkrieg, vor dem Zweiten Weltkrieg, nach dem Zweiten Weltkrieg, vor dem dritten Weltkrieg...

Den aber gab es nicht. Wir Deutschen leben seit 1988 in der längsten Friedensperiode der deutschen Geschichte, und dieser Frieden ist nirgendwo gefährdet.

Aber was ist Frieden? Die Friedens- und Konfliktfor-

schers, etwa der prominente Norweger Johan Galtung, haben darauf aufmerksam gemacht, dass die bloße Abwesenheit von Krieg noch nicht automatisch Frieden bedeutet. Auch auf dem Friedhof gibt es „Frieden“, und Immanuel Kants Diktum, nach dem der Krieg der „Normalzustand unter den Völkern“ sei, gilt wohl immer noch. Solange man das Phänomen „Krieg“ auch auf soziale Konflikte, vor allem aber, wie es die Fachleute nennen, „strukturelle Gewalt“ zurückführt, wird es immer Krieg geben – sonst lebten wir im Paradies.

„Strukturelle Gewalt“ ist, wenn Millionen Menschen in Afrika und Asien in schreien der Armut leben, wenn in islamischen Ländern Frauen brutal unterdrückt, Andersgläubige verfolgt, in vielen Ländern Farbige und Juden bedroht werden. Selbst Arbeitslosigkeit kann man zur „strukturellen Gewalt“ zählen. Es ergäbe sich eine endlose Kette, wollte man alle Facetten dieser „strukturellen Gewalt“ aufzählen, und damit führt sich unser Rekordfrieden selbst ad absurdum.

Wirklich? Berta von Suttner ahnte ebenso wenig wie Alfred Nobel, was der nächste Krieg wirklich bedeuten würde. Natürlich Tod und Leiden

– aber das Grauen in den Schützengräben, die Gaswolken über der Front, den Wahnsinn in den Augen der im „Trommelfeuer“ liegenden Soldaten konnte niemand antizipieren. Stalin-grad, Auschwitz und alles, was dafür steht, das ist denn doch etwas anderes als „strukturelle Gewalt“.

Berta von Suttner stand nicht allein. Es gab vor 1914 mächtige nationale und internationale Friedensbewegungen, an denen sich Sozialisten, Bürgerliche, Frauen beteiligten. Sie wollten sich mit dem automatischen Kriegsmechanismus nicht abfinden und erhoben immer wieder mahnend ihre Stimme – in allen Ländern Europas und in den USA, wo es der „League to Enforce Peace“ sogar gelang, einen „Friedenspräsidenten“ auf den Schild zu heben – eben den, der den Krieg erklären musste: Woodrow Wilson.

Es gab vor 1914 viele Propheten des kommenden Unheils, selbst Moltke distanzierte sich später von seinem tö-

richten Satz über den bösen Traum vom ewigen Frieden und warnte in seiner letzten Rede im Deutschen Reichstag vor einem zweiten „Dreißigjährigen Krieg“, sollte es jemand wagen, die „Lunte ins Pulverfaß“ zu schleudern. Dichter und Künstler wie in England H. G. Wells, in Österreich Alfred Kubin oder in Deutschland Kurt Pinthus malten sich den nächsten Krieg aus – an die entsetzliche Wirklichkeit von 1914/18 kam niemand heran. Und doch gab es Menschen, die den großen Krieg herbeisehnten. In Deutschland wurden so unterschiedliche Persönlichkeiten wie der Philosoph Friedrich Nietzsche, der Kolonialenthusiast Carl Peters oder der General Friedrich von Bernhardi zu Herolden des „nächsten Krieges“. Sie beweisen können, in Flammen und Blut zum Heros werden – das trieb auch Literaten wie Ernst Jünger oder Walther Flex an.

Selbst Alfred Nobel kämpfte immer wieder gegen die Versuchung des großen

Kriegs – denn dann würde sein Dynamit zum wertvollsten Rohstoff des Krieges, und er unendlich reich. Weil er um diesen fatalen Zusammenhang wusste, wollte er mit seinem Preis für den Frieden gegensteuern – und so kam es zu der über seinen Tod hinausreichenden Verbindung zwischen ihm und Berta von Suttner. Wer für den Frieden kämpft, obwohl er im Krieg nur gewinnen kann – der war im Sinne von Jacob Burckhardt ein wirklich „großer Mann“. Alfred Nobel legte per Testament 1896 die Statuten für den Friedensnobelpreis fest, und 1905 wurde die Österreicherin Berta von Suttner mit ihm ausgezeichnet.

Eine schier unaussprechbare Legende besagt, die Masse der Menschen wäre 1914 „fröhlich“ und „begeistert“ in den Krieg gezogen. Das Gegenteil ist richtig, und 1939, als viele zu wissen meinten, was Krieg bedeutet, war es genauso. Die Menschen waren verzweifelt und hatten Angst – allen forschten Durchhalteparolen zum Trotz (und Goebbels zum Ärger). Auch die Generationen nach 1945 lebten jahrzehntelang in der Angst vor dem dritten, dem letzten aller Weltkriege. Dieser würde den Weltuntergang wirklich herbeiführen.

Vielleicht war er neben Wells („War of the Worlds“) der einzige, der den buchstäblichen Untergang der Erde durch außerirdische Gewalt für möglich hielt. Dass der Mensch das selbst könnte, kam vor 1914 nur einigen Physikern in den Sinn, die man nicht ernst nahm; immerhin hatte Albert Einstein 1905 seine „Spezielle Relativitätstheorie“ veröffentlicht. Seitdem galt ein atomarer „Weltbrand“, wie man das nannte, nicht mehr als unmöglich. Angesichts von weltweit 70000 atomaren Sprengköpfen war das nach 1945 eine sehr realistische Befürchtung.

Denkt man nur einen Augenblick an „The Day after“ – so hieß ein atomarer Weltuntergangsfilm aus dem Jahr 1983 – so wird deutlich, dass „strukturelle Gewalt“ zwar schlimm ist, nichts aber mit dem Krieg, dem großen und finalen Krieg zu tun hat.

Es ist unzulässig, das Elend unter Menschen mit dem Entsetzen in eins zu setzen, das die Opfer der großen Kriege erleiden mussten, und deswegen ist unser Frieden doch etwas ganz Besonderes, ein neuer Aggregatzustand der Geschichte, eine Kostbarkeit, mit der wir ganz behutsam umzugehen lernen müssen.

MICHAEL SALEWSKI

Berta von Suttner

Berta Sophia Felicita Freifrau von Suttner wurde am 9. Juni 1843 in Prag geboren. Sie starb am 21. Juni 1914 in Wien.

Die österreichische Pazifistin und Schriftstellerin wurde 1905 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. 1889 veröffentlichte sie den pazifistischen Roman „Die Waffen nieder“, der sie zu der prominentesten Vertreterin der Friedensbewegung machte.

Nach der zweiten Friedenskonferenz 1907 in Den Haag mahnte sie vor den Gefahren der internationalen Aufrüstung und vor den Interessen der Rüstungsindustrie vor dem Hintergrund eines drohenden internationalen Vernichtungskrieges.

Patmos

Die Weihnachtszeit lässt Uwe Appold in seiner Erzählung den erschöpften Odysseus auf der Insel Patmos verbringen. Er wird an Silvester von Rosa Luxemburg zu einer Abendgesellschaft eingeladen.

In geselliger Runde berichten die Teilnehmer von Überfluss, Verschwendung und finanziellen Transaktionen, von Entlassungen und Renditen. Angesichts der sozialen Ungerechtigkeit vervollständigt Rosa Luxemburg ihr Zitat: „Das ehrliche Wort eines Menschen – hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir – ist für euch nicht gesprochen.“

Wie Architektur auf einer Bühne durchziehen Versatzstücke, Mauern und Gebäuden ähnlich das Bild vom linken bis zum rechten Bildrand. Die nicht lesbaren und damit unverständlichen Schriftzeichen auf der linken Fläche wirken in ihrer Prägnanz wie eine Botschaft an der Wand, deren Feuerzeichen zwar erloschen sind, in den hinterlassenen grauen Aschespuren steht jedoch die Benachrichtigung an die Bewohner: Menetekel.

Um zwei Zeichen in der rechten unteren Bildecke, das blaue in der symbolischen Farbe für die Frau, das rote für den Mann, ist ein Kreis gezogen in den Grund, der als Heimat mehr ist als nur schräge Kulisse. Als Pendant zu den beiden Gestaltzeichen sind in den oberen rechten Winkel des Tores zwei Schneckengehäuse in den Sand eingefügt, als Symbol, dass Schnecken ihre Gehäuse-heimat auf dem Rücken tragen.

Im Abendland leben Millionen Menschen, die ihre Heimat verloren haben.



Acrylfarbe, Textil, Schneckengehäuse auf Leinwand: Erde aus Neohori, 59 x 59 cm.

„Eure Ordnung ist auf Sand gebaut.“ (Rosa Luxemburg)

In den frühen 90er Jahren, kurz nach der Epochenwende von 1989, meinte der Amerikaner Francis Fukuyama, dass nach dem Ende kommunistischer Herrschaft in Osteuropa über die kapitalistisch-marktwirtschaftlichen demokratischen Systeme hinaus Fortschritt nicht mehr möglich sei und man deshalb vom „Ende der Geschichte“ sprechen könne. Diese Einschätzung hat sich nicht durchgesetzt. Politische und gesellschaftliche Ordnungen sind – wie Kultur, Wissenschaft, Technik – dem historischen Wandel unterworfen. Allerdings ist unklar, in welche Richtung die Entwicklung geht, sieht man vom Anwachsen transnationaler Kommunikation und Wirkungszusammenhänge ab.

Rosa Luxemburg

Rosa Luxemburg wurde am 5. März 1871 in Polen geboren und wurde am 15. Januar 1919 in Berlin ermordet. Sie war eine bedeutende Vertreterin der europäischen Arbeiterbewegung und wirkte in der polnischen und deutschen Sozialdemokratie als marxistische Theoretikerin. Ihr Engagement für den Sozialismus und für die Solidarität der Arbeiterklasse gegen Krieg und Militarismus wirkte weit über ihre Zeit hinaus.

Die aus Polen stammende Rosa Luxemburg kämpfte als Marxistin gegen die bürgerlich-kapitalistische Ordnung, die aus ihrer Sicht zu Imperialismus und Krieg führen musste. Sie gehörte vor und während des Ersten Weltkrieges zum linken Flügel der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung. Ihr Ziel war eine revolutionäre Umgestaltung der politisch-gesellschaftlichen Ordnung – ihr Leitbild war eine neue sozialistische Ordnung, sie setzte auf die Spontaneität der Massen. Am linken Flügel der SPD und dann der USPD angeschlossen, lehnte sie Lenins Vorstellung von der Kaderpartei als eigentlichem Akteur der proletarischen Revolution ab. Ihr Wort „Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden“, das heute als demokratisches Prinzip gilt, zielte auf die Willensbildung innerhalb der Arbeiterbewegung. Ihr revolutionäres Engagement brachte sie zeitweilig ins Gefängnis, aus dem heraus sie geradezu poetische Briefe schrieb: Rosa Luxemburg – eine Gestalt voller Widersprüche.

Die russische Revolution 1917 wirkte auf Teile der deutschen Arbeiterbewegung wie ein Panal, auch auf den Spartakus-Bund, dessen wichtigste Repräsentanten Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg waren. Er spaltete sich von

der USPD ab und betrieb an der Jahreswende 1918/19 die Gründung der KPD. In dieser revolutionären Lage radikalisierte sich Rosa Luxemburg; sie lehnte die klaren Entscheidungen der Arbeiter- und Soldatenräte in Berlin und auf Reichsebene entschieden ab und bekämpfte den Vorschlag der Mehrheitssozialdemokraten um Ebert und Scheidemann, eine verfassungsgebende Nationalversammlung einzuberufen. Sie agitierte – aus Reden und Aufsätzen spricht teilweise blanker Hass – nicht nur gegen die Mehrheitssozialdemokratie, sondern auch gegen die USPD um Hugo Haase und den Rat der Volksbeauftragten insgesamt.

Als es nach der Absetzung des Polizeipräsidenten Eichhorn Anfang 1919 zu Massendemonstrationen kam, suchte Rosa Luxemburg die Situation – wohl in völliger Fehleinschätzung der Lage, vielleicht aber auch wider besseres Wissen – für einen revolutionären Umsturz zu nutzen. Der Aufstand wurde von antirevolutionären Freikorpsverbänden niedergeschlagen.

In ihrem letzten Artikel, in verzweifelter Lage, schrieb sie: „Eure Ordnung ist auf Sand gebaut. Die Revolution wird sich morgen schon raschelnd wieder in die Höhe richten und zu eurem Schrecken mit Posaunenklänge verkünden: Ich war, ich bin, ich wer-

de sein.“ Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht wurden von Freikorpsmännern ermordet – ein tragisches Geschehen, das Rosa Luxemburg zur mythischen Figur gemacht hat.

Die neue Ordnung der Weimarer Republik wurde von links wie rechts bekämpft: Sie hatte über die ganze Zeit ihrer Existenz um ihre Anerkennung zu kämpfen. Die KPD besaß einen „putschistischen Bodensatz“ und wurde bald „bolschewisiert“, von den Grundsätzen sowjetkommunistischer Politik geprägt.

Es ist intellektuell reizvoll, sich vorzustellen, wie sich Rosa Luxemburg in diesen Auseinandersetzungen verhalten hätte. Es erscheint jedoch sehr unwahrscheinlich, dass sie die problematische Entwicklung der KPD hätte verhindern können.

Noch schwerwiegender als die Entwicklung auf der Linken war für die parlamentarische Republik, dass schon unmittelbar nach der Revolution 1918/19 die Rechtswendung des deutschen Bürgerturns begann. Die Republik wurde auf dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise etwa durch Angriffe der KPD auf den angeblichen „Sozialfa-

schismus“ der SPD geschwächt, vom Bündnis der alten Eliten mit der NS-Massenbewegung aus den Angeln gehoben – mit der Machtübergabe an Hitler und die Nationalsozialisten und einer Struktur, in der einerseits die alte Ordnung überwuchert, ihre rechtsstaatlichen Grundlagen zerstört und andererseits rassistische Prinzipien sowie eine bedenkenlose Eroberungspolitik maßgeblich wurden. Es fällt schwer, von einer neuen „Ordnung“ nach 1933 zu sprechen. Dass die Entwicklung in einer beispiellosen Katastrophe mit zig-

„Es fällt schwer, von einer neuen ‚Ordnung‘ nach 1933 zu sprechen.“

Bernd Faulenbach

millionen Opfern des Krieges und des Holocaust endete, wirkt noch heute nach.

Auch der Versuch, eine kommunistische Ordnung zu schaffen, führte in eine Sackgasse, wobei ebenfalls weltweit zahllose Opfer zu beklagen waren. Die nach dem Willen von Marx vorübergehende Diktatur des Proletariats verfestigte sich in der kommunistischen Welt zur dauerhaften bürokratischen Parteiherrschaft, in der durch Terror und Ideologie eine neue Ordnung geschaffen werden sollte. Zwar hatte diese Herrschaft zeitweilig in der Sowjetunion auch Züge einer

radikalen Entwicklungsdiktatur, doch standen daneben brutaler Terror und Willkürherrschaft, die vermeintliche Gegner der neuen Ordnung verfolgte und umbrachte, daneben zeitweilig Personen- kult und dauerhaft Hierarchisierung und Privilegienwirtschaft.

Die als Folge des nationalsozialistischen Vernichtungs- und Eroberungskriegs nach dem Zweiten Weltkrieg in Osteuropa mit Machtmitteln etablierten Sowjetsysteme haben sich über Jahrzehnte als nicht reformierbare Ordnungen erwiesen. Unfähig, ökonomische Probleme zu lösen und neue technologisch-ökonomische Tendenzen – Marx würde von „Produktivkraftentwicklung“ sprechen – aufzugreifen, brachen sie unter gesellschaftlichen Bewegungen, insbesondere den Bürgerbewegungen, zusammen oder flohen wie in der Sowjetunion beim verspäteten Versuch auseinander, Gesellschaft und Staat durch die „Revolution von oben“, durch Glasnost und Perestroika, zu reformieren.

Rosa Luxemburgs Name wurde durch den staatlich-bürokratisierten repressiven Kommunismus nicht direkt betroffen, weil sie schon 1919 starb. Ob ihre Ideen Potenziale nach dem Ende des Kommunismus für einen demokratischen Sozialismus ent-

halten – wie die PDS glaubt, die ihre Stiftung nach ihr benannt hat – ist umstritten.

Die kapitalistisch-marktwirtschaftliche Ordnung hat eine – aus der Sicht der Zwischenkriegszeit – erstaunliche Vitalität bewiesen. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass sich diese Ordnung seit 1945 nicht unerheblich veränderte. Einerseits wurde sie internationalisiert, andererseits durch die Weiterentwicklung des Sozialstaates auf nationaler Basis zeitweilig gezähmt. Die westlichen Systeme mit marktwirtschaftlich-wohlfahrtsstaatlichen Ordnungen erlebten von den 50er bis Mitte der 70er Jahre ihr „goldenes Zeitalter“.

Gegenwärtig scheint wieder vieles im Fluss. Unter dem Einfluss der Globalisierung unterwirft sich ein neuer Marktradikalismus die Gesellschaften, die sozialstaatliche Komponente westlicher Staaten gerät unter Druck. Ob auf die Dauer reine Marktgesellschaften stabile Ordnungen bilden könnten, erscheint zumindest für Europa fraglich. Zivilgesellschaften bedürfen eines staatlichen Rahmens und eines ideellen Fundaments, zu dem nicht zuletzt der Gedanke sozialer Gerechtigkeit gehört. Diese Einsicht scheint an der Jahreswende 2006/07 wieder an Boden zu gewinnen.

BERND FAULENBACH



Acrylfarbe, Textil, Blattsilber, Blattgold auf Leinwand: Erde aus dem Kloster Paou im Pilon Gebirge, 59 x 59 cm.

Kloster Paou

Im Schlusskapitel der Odyssee 2006 verbringt Odysseus seine Tage in einem kleinen Haus am Strand des Pagasäischen Golfs. Hier schreibt er seinen Erschöpfungsbericht.

Bei einem Besuch im Kloster Paou in der Nähe seiner Behausung wird er in das Sterbezimmer von James Joyce gebeten. Der Sterbende liegt in einem Bett, umgeben von Computern und Bildschirmen, auf denen in wechselnden Folgen Bezüge zum Inhalt und zu den Figuren des Romans „Ulysses“ hergestellt werden.

In der rechten oberen Bildecke enthält ein Dreieck aus Stoff, das einen geschundenen Körper bedeckt haben mag, einen offenen Kreis, der zur Hälfte mit Gold und zur anderen Hälfte mit Silber belegt ist: Gottes Gold und Sohnes Silber.

Die Bildmitte zeigt einen sich aufbäumenden menschlichen Körper, der über und über mit Wundbinden und sich öffnenden Bandagen versehen ist. Ein geheimnisvolles Licht entströmt dem Liegenden und erhellt das umgebende Blau. Die Körperunterseite schließt ab mit einem tischähnlichen Konstrukt aus Erde des Klosters Paou, der Bogen mutet an wie ein Katafalk, auf ihm stehen Gegenstände, geordnet zu einem letzten Mahl. In der rechten unteren Bildecke endet die rechte Senkrechte des Bogens auf einer dunklen Fläche von Pariser Blau und Violett, die den Malgrund aufbricht und in die der Körper außerhalb des Bildes zu Grunde geht.

Allzeit folgt dem Ende die Gewissheit des Anfangs in dem Mysterium und der Lebenswirklichkeit des Seins.

„Versteht es niemand?“ (James Joyce)

Das letzte Wort zu Joyce wird nie gesprochen. Doch eines seiner letzten – „and is there one who understands me?“ (Gibt es jemanden, der mich versteht?) – ist nicht von Joyce gesprochen, sondern seinem Archetyp des Weiblichen in „Finnegans Wake“.

Die Frage wiederum verstehen wir. In der Tat assoziiert man Joyce gern mit Nichtverstehen, mit einem unterschwelligen „Aber eigentlich müsste man doch“, als wären wir dazu verpflichtet und hätten gleichzeitig ein Recht darauf. Künstler,

die derlei Zwängen nicht unbedingt ausgesetzt sind, kommen übrigens mit Joyce oft besser zurecht und können frei mit ihm umspringen.

Wie alle vorausseilenden Vorstellungen treffen auch die von James Joyce teilweise zu. Er ist schwierig zu bewältigen, aber auch wieder nicht. Er macht uns (wenn wir „Finnegans Wake“ einmal aus dem Spiel lassen, das es ja ist) den Zugang nicht eben leicht. Er führt uns nicht erzählerisch an der Hand oder sagt, wohin der Weg geht.

Die Lektüre verlangsamt sich, man nimmt den „Ulysses“ eher in kleineren Dosen ein, wie jedes andere Gift, fast Tropfen um Tropfen. Und erst noch mit der Wachsamkeit, die man sonst eher auf Gedichte verwendet. Nach anfänglicher Verwirrung finden wir uns tastend zurecht und kommen zu vorläufigem Verstehen. Ganz wie im richtigen Leben stellen sich Einsichten oft hinterher ein, im deutenden Rückblick.

Vielleicht geht dann der vielleicht am meisten erwähnte und, wie es heisst, am wenigsten gelesene „Ulysses“ allmählich doch unter die Haut und wird zur Besessenheit von gar nicht so wenigen, die ihren Eifer gleich gern herumreichen

wollen. Die Joyceaner sind denn auch umtriebig, schreiben Abhandlungen, veranstalten Konferenzen (die zweijährlichen Symposien sind fester Bestandteil der Weltordnung geworden) oder finden sich zu Lesegruppen, wobei Akademiker nicht immer von Amateuren zu unterscheiden sind.

Joyce ist zu einem Gütezeichen geworden, zu einem Bezugspunkt in Klappentexten. Er gilt als abgehoben, um ihn weht ein Hauch von Elfenbeinturm, und dennoch hat er den Kalender auch von Nichtlesenden bereichert. Es gibt einen „Bloomsday“, eben jenen 16. Juni, benannt nach Leopold Bloom, der außerhalb der Fiktion nicht existiert, aber immer mehr Gestalt annimmt.

Er hat einen Wohnort, ein unterdessen abgebrochenes Haus, an dessen Ersatz eine Tafel zu seinen Ehren angebracht ist, und ein Geburtshaus, das ebenfalls eine Gedenktafel aufweist. Man könnte Joyce den Gelehrten vorbehalten glauben, die er reichlich mit Rohstoff versorgt hat, doch hat er auch Alltagskultur geschaffen, von schrulligen Ritualen bis hin zum Souvenirkitsch.

Das alles hat seine Richtigkeit. Hinter Leopold Bloom, der Figur mit Adresse (Eccles Street no 7) und bestimm-

tem Körpergewicht („elf Stone vier Pfund“) verstecken sich nicht nur Odysseus, Moses oder der ewige Jude, sondern auch das angesammelte, triviale Gerümpel der Zivilisation.

Vielleicht war Joyce einer der ersten, der eben gerade die Wirkung von Kitsch in Worte fasste, diesem Kitsch, dem man sich doch nicht ganz entzieht. Im Schlafzimer

der Blooms hängt „das Bad der Nymphe“, ein „herrliches Meisterwerk in künstlerischen Farben“, die Osterbeilage eines Heftes; die patriotischen und sentimentalen Lieder (darunter eine Arie aus Florentinens „Martha“) wirken komisch und ergreifen eben doch, verstohlen, gegen überhebliches Wissen.

Wenn Leopold Bloom eine an einem Boot im Fluss angebrachte Werbetafel sieht, fragt er sich gleich, ob die Stadtverwaltung dafür Miete eintreibt: „Wie kann man denn Wasser wirklich besitzen? Es strömt und fließt doch unaufhaltsam dahin, niemals dasselbe, was uns der Strom des Lebens bringt. Weil das Leben ein Strom ist.“

Nichts Originelles liegt vor, der Anklang eines Zitats vom „Strom des Lebens“ ist erkennbar, sonst stehen bloße Assoziationen und abgegriffene Gedanken. Bloom ahnt kaum, dass er Heraklits „Alles fließt“ verschwommen aufruft und wohl auch dessen Aussage, dass man in denselben Fluss nicht zweimal steigen kann.

„James Joyce haucht den gängigen Banalitäten des täglichen Allerlei neues Leben ein.“

Fritz Senn

Hinter den Gemeinplätzen an der Oberfläche verdichtet sich eine lange Tradition von Jahrhunderten.

Dass jeder Augenblick der Gegenwart potenziell alle Vergangenheit einschließt, ist wiederum platt genug, aber Joyce hat es so an sich, dass er den gängigen Banalitäten des täglichen Allerlei neues Leben einhaucht. Oder ist es vielleicht doch nur das alte Leben von damals?

Der Titel des Buchs weist – fakultativ, man kann ihn auch außer acht lassen – auf die Odyssee hin, die den „Ulysses“ in ein paar zusätzliche Schwingungen versetzt. Andererseits ist eben durch den „Ulysses“ auch die Odyssee selber auch nicht mehr, was sie einmal war, oder besser gesagt nicht

einmal, sondern mehrmals und äußerst vielfach im Verlauf der Zeiten und Ansichten.

Niemand steigt auch zweimal in dasselbe Epos ein. Vielseitigkeit ist Kennzeichen des Joyceschen Antriebs, nichts scheint je stillzuhalten. Vor allem nicht unsere sich so widersprechenden Deutungen der einerseits so abgerundeten, aber gleichwohl nach allen Seiten offenen Werke. Doch hat der Reiz auch etwas Beunruhigendes. Joyce bleibt ein unterhaltsames und zunehmend komisches Ärgernis.

Das extremste und am meisten verrückte Buch „Finnegans Wake“ mit seinen semantischen Überschneidungen könnte aufgefassen – wenn auch nicht verstanden – werden als Versuch, Widersprüche zwar nicht aufzulösen, aber wenigstens originell und knapp einzupacken. Der Sinn wird zu einem anregenden Ratespiel mit jähren Entdeckungen und ärgerlichen Enttäuschungen, was nicht jedermanns Sache ist.

Eine aus jeglichem Zusammenhang herausgerissene Stelle, zum Beispiel „jewr of a chrestend, respecting the otherdogs churches“ setzt religiöse Konflikte in Szene. Aus den verbalen Annäherungen hört man leicht „giaour of a

Christian“ heraus, eine Bezeichnung von Mohammedanern für ungläubige Christen, ob sie nun Klischee ist oder nicht.

Mit beinahe zeitgemäßer Verwirrung ist noch „jew“ beigegeben. Die Religionen bezichtigen sich gegenseitig der Abtrünnigkeit, die selbsternannten orthodoxen Kirchen sind, andersherum gesehen, lediglich die Meinung der „other dogs“ mit ihren eigenen territorialen Markierungen. Des einen Rechtgläubigkeit ist des andern Spötereie.

Dabei ist nicht zu vergessen, dass im Englischen „DOG“ die Umkehr von „GOD“ ist, was Joyce auch weidlich ausnützt. Auch „respecting“ agiert doppelt, einmal in Sinn von „in Bezug auf“, dann aber auch als dubiose Ehrerbietung. Aber wie immer bleiben ungelöste oder irritierende Elemente übrig: Was steckt noch hinter „chrestend“, was bewirkt die heterodoxe Schreibweise „churches“? Für weitere Anstöße ist gesorgt.

Verstehen bleibt subjektiv und voreingenommen. Am Anfang war das Wort. Das letzte wird nie gesprochen. Das wussten wir immer schon. Joyce lässt es uns nur anders verstehen. Aber niemals ganz.

FRITZ SENN

James Joyce

Der irische Schriftsteller wurde am 2. Februar 1882 in Dublin geboren und starb am 13. Januar 1941 in Zürich. Sein literarisches Werk enthält nur wenige Bücher und Gedichte. Dennoch hat Joyce die Literatur des 20. Jahrhunderts entscheidend beeinflusst. Sein Roman „Ulysses“ schildert einen einzigen Tag, den 16. Juni 1904, im Leben des Anzeigenverkäufers Leopold Bloom, der durch Dublin streift. In diesem Roman hat Joyce die literarische Technik des so genannten „inneren Monologs“ unterschieden angewandt und weiterentwickelt.